

SACRED HEARTS

(1934)

William Eng wurde von dem schnappenden Klatschen eines Ledergürtels geweckt. Dazu kreischten rostige Federn in seinem Bettgestell, ein ausgemustertes Stück aus Army-Beständen, auf denen die dünne, abgenutzte Matratze lag. Ohne die Augen zu öffnen, horchte er auf das Geräusch nackter Kinderfüße, die nervös über den kalten Holzboden huschten. Er hörte, wie Bettlaken schwungvoll zurückgezogen wurden, mit einem luftigen Rauschen, wie Segel, die sich im Wind blähten und bauschten. Und so ließ er sich, wie immer, von der günstigen Strömung seiner Fantasie woandershin treiben – weit weg von dem Sacred-Heart-Waisenhaus, in dem die Schwestern allmorgendlich die Bettlaken inspizierten und alle mit dem Gürtel züchtigten, die nachts ins Bett gemacht hatten.

Er hätte sich gern aufgerichtet, um sich am Fußende seines Betts aufzustellen, wie die anderen, aber das ging nicht, ihm waren die Hände gebunden – im wahrsten Sinne des Wortes: Sie waren links und rechts ans Bettgestell gefesselt.

»Sehen Sie, es funktioniert, ganz, wie ich gesagt habe«, sagte Schwester Briganti zu zwei Wärterinnen, deren dunkle Haut durch ihre gestärkten weißen Trachten noch dunkler wirkte.

Schwester Briganti hatte eine Theorie, was Bettnässen betraf: Sie führte es darauf zurück, dass Jungen sich nachts unsittlich berührten. Als Gegenmaßnahme fing sie an, Jungen zur Schlafenszeit ihre Schuhe an die Handgelenke zu binden. Als dies nichts nutzte, ging sie dazu über, ihre Hände ans Bettgestell zu fesseln.

»Es ist ein Wunder«, sagte sie, während sie das trockene Bettlaken zwischen Williams Beinen betastete und befühlte. Er beobachtete, wie sie sich bekreuzigte und dann innehielt, um an ihren Fingern zu schnuppern, wie auf der Suche nach Anzeichen, die ihren Augen und Fingern womöglich verborgen geblieben waren. *Amen*, dachte William, als ihm klar wurde, dass sein Bettzeug

trocken war. Er wusste, dass Schwester Briganti, nicht anders als ein Waisenkind, sich angewöhnt hatte, stets auf das Schlimmste gefasst zu sein. Und sie wurde in dieser Erwartung nur selten enttäuscht.

Nachdem alle Jungen losgebunden waren, der letzte kleine Übeltäter bestraft worden und sein Wehgeschrei verstummt war, durfte William sich endlich waschen, ehe es Frühstück gab. Er starrte die lange Reihe identisch aussehender Zahnbürsten und Waschlappen an, die an Wandhaken hingen. Am Vorabend waren es noch vierzig gewesen, aber jetzt fehlte eine Garnitur, und sofort tuschelten die Jungen aufgeregt darüber, wer der Ausreißer sein mochte.

Tommy Yuen. William wusste die Antwort, als er sich im Waschraum umsah und kein Gesicht entdeckte, das seinem eigenen ähnelte. *Tommy ist wohl in der Nacht weggelaufen. Damit bin ich der einzige chinesische Junge, der noch im Sacred Heart übrig ist.*

Die Traurigkeit und Isolation, die er unwillkürlich empfand, wurde dadurch abgemildert, dass er heute Morgen immerhin keine Schläge mit dem Gürtel bekommen hatte. Und vollends verscheucht wurde sie durch das erwartungsvolle Lächeln der anderen Jungen, während sie sich das Gesicht wuschen.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Willie«, sagte ein sommersprossiger Junge im Vorbeigehen. Andere sangen oder piffen »Happy Birthday« vor sich hin. Es war der 28. September 1934, Williams zwölfter Geburtstag – tatsächlich ihrer aller Geburtstag; anscheinend war es auf diese Weise leichter, den Überblick zu behalten.

Der 11. November wäre vielleicht passender, der Tag des Waffenstillstands, dachte William. Da einige der größeren Kinder hier im Sacred Heart ihre Väter ja im Großen Krieg verloren haben. Oder der 29. Oktober, der Schwarze Dienstag, als das gesamte Land ins Elend gestürzt ist. Seit dem großen Börsenkrach hatte sich die Zahl der Waisenkinder verdreifacht. Aber Schwester Briganti hatte entschieden, dass alle an dem Tag feiern sollten, an dem

der ehrwürdige Papst Leo XII. sein Amt angetreten hatte – ein kollektiver Geburtstag, der mit einer Straßenbahnfahrt von Laurlhurst in die Innenstadt begangen wurde, wo jedem Jungen ein silberglänzendes Fünf-Cent-Stück ausgehändigt würde, um sich damit Süßigkeiten zu kaufen, ehe sie sich zur Feier des Tages einen Tonfilm im Moore Theatre ansehen durften.

Aber das ist noch nicht das Schönste, dachte William. Das Schönste ist, dass wir an unseren Geburtstagen, und nur an unseren Geburtstagen, nach unseren Müttern fragen dürfen.

Die Geburtstagsmesse war immer die längste des Jahres, länger sogar als die Messe an Heiligabend – für die Jungen zumindest. William bemühte sich, ruhig dazusitzen und nicht zu zappeln, während Pater Bartholomew sich langatmig und ohne ein Ende zu finden über die Heilige Jungfrau ausließ, als könnte *sie* die Jungen irgendwie von ihrem großen Tag ablenken. Die Mädchen saßen auf ihrer Seite der Kapelle, manche in Unkenntnis darüber, dass den Jungen heute ihr einziger Ausflug des Jahres bevorstand, während andere sie heftig darum beneideten. Unabhängig davon aber verwirrten die Ausführungen über die Heilige Maria bloß die jüngeren Neuzugänge im Waisenhaus, die größtenteils gar keine richtigen Waisenkinder waren – zumindest nicht so, wie die »Kleine Waise Annie« im Radio oder in den Comicstrips der Sonntagszeitungen dargestellt wurde. Anders als das kleine, wuschelköpfige Mädchen, das jede noch so missliche Lage mit einem übermütigen »Menschenskind!« kommentierte, hatten die meisten Jungen und Mädchen im Sacred Heart noch Eltern da draußen – irgendwo –, doch wo immer sie auch sein mochten, sie waren nicht in der Lage gewesen, ihre Kinder zu ernähren oder ihnen Schuhe zu kaufen. *So ist Dante Grimaldi zu uns gekommen*, überlegte William, während er sich in der Kapelle umsah. Nachdem Dantes Vater, ein Holzfäller, bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen war, hatte seine Mutter ihn in der Spielwarenabteilung des Wonder Store, dem großen Woolworth an der Third Avenue, zurückgelassen und nicht mehr abgeholt. Sunny Sixkiller wiederum hatte seine Ma zum

letzten Mal in der Kinderbuchabteilung der neuen Carnegie Library in Snohomish gesehen, während man Charlotte Rigg im Regen auf den Marmorstufen der St. James Cathedral gefunden hatte. Ihre Großmutter, so wurde gemunkelt, hatte eine Kerze für sie angezündet und war sogar noch zur Beichte gegangen, ehe sie sich durch einen Seitenausgang davonmachte. Dann gab es noch andere, die mehr Glück hatten. Ihre Mütter kamen und setzten ihre Unterschrift auf stoßweise Formulare aus Durchschlagpapier, um ihre Kinder den Schwestern im Sacred Heart anzuvertrauen oder dem St. Paul's Infant Home für Kleinkinder gleich nebenan. Immer versprachen diese Mütter, in einer Woche auf Besuch zu kommen, und manchmal hielten sie auch Wort. Meistens aber dauerte es länger, aus der Woche wurde ein Monat, ein ganzes Jahr mitunter, oder sie blieben sogar ganz aus. Aber trotzdem, die Mütter all dieser Kinder hatten gelobt (im Angesicht Schwester Brigantis und Gottes), eines Tages wiederzukommen.

Nach dem Abendmahl wartete William, noch immer mit der faden Oblate im Mund, die oben an seinem Gaumen haftete, mit den anderen Jungen in einer Schlange vor dem Schulbüro. Wie jedes Jahr an diesem Tag unterzog Schwester Angelini, die Priorin von Sacred Heart, die Jungen einer körperlichen und seelischen Begutachtung. Sofern sie den Anforderungen genügten, durften sie hinaus in die Öffentlichkeit. William bemühte sich, seine Nervosität in den Griff zu bekommen. Er nahm sich ein Beispiel an den anderen und ahmte ihr freudiges, erwartungsvolles Lächeln nach, um möglichst fröhlich und präsentabel zu wirken. Dann aber dachte er an das letzte Mal zurück, als er *seine* Mutter gesehen hatte. Sie lag in der Badewanne ihres Apartments im alten Bush Hotel. William war nachts aufgewacht und durch den Flur getappt, um sich ein Glas Wasser zu holen, und dabei hatte er bemerkt, dass sie schon seit Stunden im Bad war. Er wartete noch einige Minuten, aber um eine Minute nach Mitternacht schließlich spähte er durch das verrostete Schlüsselloch. Es sah aus, als würde sie in der Wanne mit den Klauenfüßen schlafen, mit dem Gesicht in Richtung Tür, eine nasse schwarze Haarsträhne haftete an ih-

rer bleichen Wange, geschwungen wie ein Fragezeichen. Ein Arm hing schlaff über den Rand der Wanne, von ihrer Fingerspitze tropfte langsam Wasser zu Boden. Von der Decke hing eine einzelne Glühbirne, die immer wieder an- und ausflackerte, während der Wind wehte. Nachdem er einige Zeit vergeblich geschrien und gegen die Tür gehämmert hatte, lief William über die Straße zu Dr. Luke, der oberhalb seiner Praxis wohnte. Der Arzt brach die Badezimmertür auf, hüllte Williams Mutter in Badelaken ein und trug sie zwei Etagen die Treppe hinunter auf die Straße in ein wartendes Taxi, um sie ins Providence Hospital zu bringen.

Er hat mich allein zurückgelassen, dachte William, während ihm das zart rosafarbene Badewasser vor Augen stand, das gurgelnd und gluckernd im Abfluss verschwand. Am Boden der Wanne hatte er ein Stück Ivory-Seife und ein einzelnes lackiertes Esstübchen gefunden. In das breite Ende war zur Zierde schimmerndes Perlmutter eingelegt. Das schmale vordere Ende aber wirkte merkwürdig scharf, wie angespitzt, und er fragte sich, wie das Stübchen hierher in die Wanne kam.

Da riss ihn Schwester Brigantis Stimme aus seinen Gedanken. »Du kannst jetzt hinein, Willie«, sagte sie mit einem Fingerschnipsen.

William hielt die Tür auf, während Sunny herauskam; seine Wangen waren kirschrot, und seine Ärmel glänzten feucht, weil er sich die Nase daran abgewischt hatte. »Nun bist du dran, Will«, brummte er ihm zu und schniefte. Er hielt einen Briefumschlag in der Hand, zerknüllte ihn, als wollte er ihn wegwerfen, zögerte dann aber und schob den Brief in die Tasche hinten an seiner Hose.

»Was steht drin?«, fragte ein anderer Junge, aber Sunny schüttelte nur den Kopf und ging durch den Flur davon, den Blick zu Boden gerichtet. Briefe von Eltern waren selten, nicht etwa, weil sie nicht kamen – es kam regelmäßig Post von Eltern ins Waisenhaus –, sondern weil die Schwestern sie den Jungen nicht aushändigten. Sie wurden aufbewahrt und als Belohnung für gutes Betragen ausgeteilt oder als kostbare Geschenke an Geburtstagen und religiösen Feiertagen, obwohl manche Geschenke besser waren als

andere. Manche Briefe waren hoffnungsvolle Lebenszeichen von Familien, die ihr Kind noch immer wollten. Andere lieferten den schriftlichen Beleg, dass ein weiteres einsames Jahr bevorstand.

Mutter Angelini empfing William mit einem freundlichen Lächeln, als er hereinkam und sich setzte, aber das Buntglasfenster hinter ihrem Schreibtisch aus Eiche stand offen, und in dem Raum war es zugig und kalt. Die einzige Wärme, die William spürte, kam von der ledergepolsterten Sitzfläche des Stuhls, auf dem kurz zuvor noch ein anderer Junge mit dem ganzen Gewicht seiner Hoffnungen gesessen hatte.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, sagte sie, während ihre spinnenhaften, runzligen Finger in einem dicken Hauptbuch blättern, als würde sie nach seinem Namen suchen. »Wie geht es dir heute ... William?« Sie blickte auf und sah ihn über ihre staubige Brille hinweg an. »Es ist dein fünfter Geburtstag bei uns, nicht wahr? Wie alt bist also du dem Bibelkanon nach?«

Mutter Angelini erfragte das Alter der Jungen immer in Bezug auf die Bücher der Septuaginta. »*Genesis, Exodus, Leviticus ...*«, ratterte William geschwind herunter, bis zum *Zweiten Buch der Könige*. Er hatte das Verzeichnis nur bis zum *Buch Judith* auswendig gelernt, denn dann würde er achtzehn und könnte dem Waisenhaus Lebewohl sagen. Da es seinen persönlichen Exodus versinnbildlichte, hatte er das *Buch Judith* unzählige Male gelesen, bis er Judith als eine Art Vorfahrin empfand – eine heroische, tragische Witwe, von vielen umworben, die ihr ganzes restliches Leben unverheiratet blieb. Dieses spezielle Buch reizte ihn aber auch, weil es nur semioffiziell war, semikanonisch – eher Parabel als Wahrheit, wie die Geschichten, die er über seine eigene, lange verlorene Mutter gehört hatte.

»Gut gemacht, Master William«, lobte Mutter Angelini. »Gut gemacht. Zwölf ist ein wunderbares Alter – an der Schwelle zur Mündigkeit, zum Erwachsensein. Sieh dich nicht als Heranwachsenden. Sieh dich als einen jungen Mann. Das ist passender, findest du nicht?«

Er nickte, während er den Geruch von regennasser Wolle und

Mentholsalbe wahrnahm und sich bemühte, nicht auf einen Brief oder auch nur eine lumpige Postkarte zu hoffen. Ein Bemühen, bei dem er kläglich scheiterte.

»Nun, ich weiß, dass die meisten von euch auf Nachricht von draußen hoffen – darauf, dass Gottes Mysterien eure Eltern mit Arbeit gesegnet haben, und einem Dach über dem Kopf, und Brot, und einem warmen Feuer, und dass jemand kommt, um euch abzuholen«, sagte die alte Nonne mit zarter Stimme und schüttelte den Kopf, wobei die schlaffe Haut unter ihrem Kinn wackelte wie der Kehllappen eines Truthahns. »Aber ...« Sie warf einen Blick auf ihr Hauptbuch. »Wir wissen, dass das in deinem Fall nicht möglich ist, nicht wahr, mein Lieber?«

Das ist anscheinend alles, was ich weiß. »Ja, Mutter Angelini.« William schluckte mühsam und nickte. »Aber da heute mein Geburtstag ist, wüsste ich einfach gerne mehr. Ich habe so viele Erinnerungen an die Zeit, als ich noch klein war, aber niemand hat mir je erzählt, was aus meiner Mutter geworden ist.«

Er war sieben, als er sie das letzte Mal sah. Seine Mutter hatte ihm mit undeutlicher Stimme zugeflüstert: »Ich bin bald wieder da«, als sie zur Tür hinausgetragen wurde, aber vielleicht hatte er sich das bloß eingebildet. Ohne jede Frage real war allerdings der Polizist, ein riesiger Berg von einem Mann, der am Tag darauf auftauchte. Er verzehrte eine Handvoll Butter-Mandel-Kekse seiner Mutter und war sehr geduldig, daran erinnerte William sich, während er seine Sachen packte. Dann war William in den Beiwagen am Motorrad des Polizisten geklettert, und sie fuhren zu einem Kinderheim. William hatte seinen alten Freunden zugewinkt, als würde er auf einem Festwagen in der Golden Potlatch Parade mitfahren, die einmal jährlich in Seattle abgehalten wurde, ohne sich darüber im Klaren zu sein, dass er ihnen für immer Lebewohl sagte. Eine Woche später kamen dann die Schwestern und nahmen ihn mit. *Hätte ich gewusst, dass ich unsere Wohnung nie wieder sehe, hätte ich ein paar meiner Spielsachen mitgenommen oder wenigstens ein Foto.*

William versuchte nicht hinzustarren, während Mutter Angelinis Zunge in ihrem Mundwinkel herumfuhr. Sie war in das Haupt-

buch vertieft und in eine Karteikarte mit einem offiziell wirkenden Siegel, die auf die Seite geklebt worden war. »William, da du alt genug bist, werde ich dir erzählen, was ich kann, obwohl es mich schmerzt.«

Dass meine Mutter tot ist, dachte William geistesabwesend. Mit diesem wahrscheinlichen Ende hatte er sich schon vor Jahren abgefunden, als sie ihm erklärten, dass sich ihr Zustand verschlimmert hätte und sie nie wiederkommen würde. Genauso, wie er sich damit abgefunden hatte, dass sein Vater für immer unbekannt bleiben würde. Tatsächlich war William sogar verboten worden, jemals von ihm zu sprechen.

»Soweit wir wissen, war deine Mutter Tänzerin im Wah Mee Club – und ziemlich bekannt. Eines Tages aber nahm sie eine Suppe aus Bittermelone und Karottensamen zu sich, um sich, nun ja, krank zu machen. Als das nicht funktionierte, hat sie sich in die Badewanne gesetzt und versucht, eigenhändig ... einen bestimmten Eingriff bei sich vorzunehmen.«

Einen *Eingriff* vorzunehmen? Seine Mutter war Sängerin und Tänzerin gewesen. »Ich verstehe nicht«, flüsterte er, ohne ganz sicher zu sein, ob er mehr erfahren wollte.

»William, deine liebe Mutter wurde eilig ins Krankenhaus gebracht, aber sie musste stundenlang warten, und als sie endlich an die Reihe kam, war dem Arzt nicht ganz wohl dabei, eine Asiatin zu behandeln, besonders eine mit ihrem Ruf. Also hat er sie ins alte Perry Hotel überwiesen.«

William blinzelte und verstand ansatzweise, was damit gemeint war. Er kannte diese Einrichtung. An der Ecke Boren und Madison hatte er früher sogar oft mit anderen Kindern Fangen gespielt. Das unheilvoll wirkende Gebäude, daran erinnerte er sich, hatte ihm Angst eingejagt, sogar schon, bevor Gitter an den Fenstern angebracht wurden und das Haus auf den Namen »Cabrini-Sanatorium« umgetauft wurde.

Mutter Angelini klappte ihr Hauptbuch zu. »Leider hat sie dieses Haus niemals verlassen.«

Als William mit den anderen schließlich am Moore Theatre an der Second Avenue ankam, hatten die kleineren Jungen vor lauter Eifer, ihre fünf Cent in Clark-Schokoriegel oder Sahnebonbons umzusetzen, ihre Mütter und Väter bald wieder vergessen. Schon nach wenigen Minuten hatten sie alle klebrig verschmierte Mäuler und schleckten sich genüsslich geschmolzene Schokolade von den Fingern ab.

William versuchte unterdessen den Gedanken abzuschütteln, dass seine Mutter ihre letzten Lebensjahre in einer Nervenheilanstalt verbracht hatte – einer Klapsmühle, einem Irrenhaus. Wenn er weiter so viel vor sich hin träumte, hatte Schwester Briganti ihn mal gewarnt, würde er eines Tages noch an einem solchen Ort landen. *Das also ist ihr vielleicht passiert.* Er streifte durch das Foyer und sah sich die Filmplakate an, und dabei sehnte er sich nach seiner Mutter, denn er erinnerte sich gut daran, wie sie sich mit ihm alte Filmdramen und Stummfilme in winzigen, zweitklassigen Kinos angesehen hatte. Sie hatte ihren Arm um ihn gelegt, entsann er sich, während sie ihm ins Ohr flüsterte und Geschichten von seinen Großeltern erzählte, die Berühmtheiten der chinesischen Oper gewesen waren.

Er stand bei den Marmorsäulen im Foyer und bemühte sich, den Moment voll auszukosten, während er gierig die Silbermünze umfasst hielt, die er bekommen hatte. In den früheren Jahren hatte er gelernt, sein Geld nicht vorschnell auszugeben, sondern dem Duft schmelzender Butter und dem Knallen von Popcorn zu folgen. Er machte Sunny ausfindig, und sie warfen ihr Geld zusammen, um sich eine große Tüte Popcorn und dazu eine Orangenlimonade zu teilen. Während William vor der Tür des Kinosaals wartete, fiel ihm auf, dass noch hunderte weitere Jungen aus verschiedenen Missionsheimen, Einrichtungen und Besserungsanstalten hier waren. In ihren schäbigen, grau verwaschenen Uniformen sahen sie kränklich blass und eingeschrumpft aus, wie erstarrt in der Schlange stehend, ein Fresko von Lumpensammlern. Ihr Anblick machte William seltsam verlegen. Verglichen mit ihrer Kluft, die an Sträflingsanzüge erinnerte, kam er sich über-

trieben feingemacht vor, sogar in seiner schlecht sitzenden Jacke und den gebrauchten Knickerbockern, die viel zu groß waren und ihm zwei Handbreit über die Knie schlotterten. Und wenn er sein Getränk schlürfte, drückte sich sein Kinn gegen den Knoten aus schwarzer Seide, der nur entfernte Ähnlichkeit mit einer Schleife hatte. Trotz all ihrer Unterschiede aber hatten sie alle denselben erwartungsvollen Glanz in den Augen, während sie sich aufgeregt und voller Vorfreude vor dem Eingang drängten. Wie die meisten Jungen aus dem Sacred Heart hatte William darauf gehofft, dass sie *Animal Crackers* von den Marx Brothers zu sehen bekommen würden oder einen Gruselfilm wie *White Zombie* – besonders, nachdem ihm zu Ohren gekommen war, dass das Broadway Theatre zehn Dollar Belohnung für jede Frau ausgelobt hatte, die es schaffte, eine Mitternachtsvorstellung durchzustehen, ohne ein Mal zu schreien. Leider hatten die Schwestern entschieden, dass *Pioniere des Wilden Westens* für ihre beeinflussbaren jungen Gemüter eher geeignet war.

Menschenskind, dachte William, *ich bin schon froh, einfach mal rauszukommen, froh, überhaupt mal einen Film zu sehen. Sogar ein kurzer Stummfilm wäre mir recht gewesen.* Sunny aber teilte seine Begeisterung nicht.

Als die leuchtend roten Türen endlich aufschwangen, legte Schwester Briganti ihm die Hand auf die Schulter und lotste Sunny und ihn eilig an ihre Plätze.

»Seid brav, ihr beiden, macht keinen Lärm, bleibt schön für euch und vermeidet jeden Blickkontakt mit den Platzanweisern«, flüsterte sie.

William nickte, verstand aber nicht ganz, was sie meinte, bis er nach oben schaute und sah, dass der Balkon voll farbiger Jungen und einiger junger Indianer wie Sunny war. Es musste noch einen Seiteneingang geben, in der Nebenstraße. *Bin ich ein Farbi-ger?*, überlegte William. *Und falls ja, welche Farbe habe ich dann?* Sunny und er teilten sich das Popcorn, und er ließ sich tiefer in den Sessel sinken, der mit violetterm Samt bezogen war.

Die Saalbeleuchtung erlosch nach und nach, und die plüschigen

Vorhänge öffneten sich. Ein mechanisches Klavier erwachte zum Leben und begleitete Schwarz-Weiß-Trickfilme mit Betty Boop und Barnacle Bill. Für die kleineren Jungen, das wusste William, war das der beste Teil. Schon bei den Vorschauen und der Movie-tone-Filmrevue würden den meisten von ihnen die Augen zufallen. Den Hauptfilm dann würden sie größtenteils verschlafen und in Technicolor träumen.

Als endlich die Filmrolle mit der Revue anließ, gelang es William, mit den anderen zusammen mitzusingen, bei Musiknummern von Jackie Cooper und den Lane Sisters, und er lachte ausgelassen über die drolligen Faxen von Stepin Fetchit, wie die übrigen Zuschauer auch. Er lachte sogar noch unbändiger als die Jungen oben auf dem Balkon. Dann aber senkte sich Stille über das Publikum, als eine neue Künstlerin »Dream a Little Dream of Me« sang, wehmütig in die Kamera blickend. Zunächst dachte William, *Sie sieht aus wie Myrna Loy in The Black Watch*. Doch es war mehr als nur ein Schminkeffekt, sie war tatsächlich Chinesin, wie Anna May Wong, der einzige asiatische Filmstar, den er je gesehen hatte. Die älteren Jungen piffen anerkennend, angetan von ihrer aparten Erscheinung und honigsüßen Stimme, was ihnen einen scharfen Verweis von Schwester Briganti eintrug, die auf Lateinisch und Italienisch vor sich hin fluchte. William aber starrte wie gebannt auf die flackernde Leinwand und riss vor Staunen unwillkürlich den Mund auf, aus dem unbemerkt das Popcorn herauspurzelte, das er gerade hatte essen wollen. Die Sängerin wurde als Willow Frost vorgestellt – *ein Künstlername*, hätte William um ein Haar laut gesagt, gar keine Frage. Und das Beste war, Willow und Stepin und noch viele andere Movietone-Künstler würden LIVE IN EINEM THEATER IN IHRER NÄHE auftreten, in VANCOUVER, PORTLAND, SPOKANE und SEATTLE. Tickets JETZT erhältlich! BESORGEN SIE SICH EINS, EHE ALLE AUSVERKAUFT SIND!

Sunny stupste William in die Seite und sagte: »Mensch, was würde ich darum geben, diese Show zu sehen.«

»Ich ... *muss* sie mir ansehen«, mehr brachte William nicht

heraus, noch immer auf das Nachbild auf der Leinwand starrend, während die Anfangsmusik von *Pioniere des Wilden Westens* ertönte, die nach und nach leiser wurde und immer weiter entfernt klang, wie Oklahoma.

»Träum weiter, Willie.«

Vielleicht bildete er sich das nur ein. Oder vielleicht träumte er wieder einmal vor sich hin. Aber für William stand fest, dass er sie persönlich treffen musste, weil er sie einst unter einem anderen Namen gekannt hatte – da war er sich ganz sicher. Bei ihren Nachbarn in Chinatown war sie als Liu Song bekannt, er aber hatte sie einfach nur *Ab-Ma* genannt. Er musste diese Worte noch einmal aussprechen. Er musste herausfinden, ob sie ihn wiedererkannte, wenn sie seine Stimme hörte – nach fünf langen Jahren.

Denn Willow Frost ist vieles, dachte William, eine Sängerin, eine Tänzerin, ein Filmstar, aber zunächst und vor allem ist Willow Frost meine Mutter.

FÜHLEN IST GLEICH GLAUBEN

(1934)

Als der Film zu Ende war, klatschte William höflich Beifall; wie alle anderen, bis auf die kleinen Jungen, die jetzt aus dem Schlaf aufschreckten und sich blinzeln die Augen rieben, während die Saalbeleuchtung aufflammte. Sonnenlicht flutete herein, als die Platzanweiser die Doppeltüren öffneten. William und Sunny folgten den anderen, die geordnet zu Paaren das Kino verließen und zu der Straßenbahnhaltestelle ganz in der Nähe gingen, wo sie sich unter dem strahlend blauen Himmel, eine Seltenheit in Seattle, sammelndrängten. Die Temperatur war spürbar zurückgegangen, und Wolken zogen über die Olympic Mountains hinten am Horizont. William lachte, als Sunny eine Zigarettenkippe vom Boden aufhob, so tat, als würde er sie paffen, und sogar Rauchringe mit seinem Atem zu formen versuchte, während ältere Jungen sich in die Mitte der Gruppe drängten, um Schutz vor dem scharfen Wind zu suchen, der weggeworfene Flugblätter und Handzettel die Straße hinabwehte wie Wüstengestrüpp und Distelwolle.

William konnte den Seetang riechen, der auf dem Watt des Puget Sound trocknete, doch er nahm auch ein Aroma von Meeresfrüchten und Brühe wahr, bei dem ihm das Wasser im Mund zusammenlief. Er sah sich um und entdeckte Schwester Briganti auf der anderen Straßenseite, wo sie gerade einen Schuhputzer zur Rede stellte, der Zeitungen an Männer austeilte, die Schlange standen, um eine kostenlose Suppe und etwas Brot zu ergattern. William zählte mindestens achtzig Seelen, ehe die Schlange sich um die Gebäudeecke herumwand. Die schweigenden Männer sahen aus, als hätten sie sich für den Kirchgang feingemacht, trugen Wollanzüge und Krawatten, aber unter ihren Hüten und Schals konnte er sehen, dass die meisten von ihnen sich seit Tagen oder Wochen nicht mehr rasiert hatten. *Ob zwischen diesen Männern wohl auch einige unserer Väter stehen?*, überlegte William.

»Das war der beste Film aller Zeiten«, stellte Sunny fest, den

Blick auf die hell erleuchtete Anzeige über dem Kinoeingang gerichtet. William wandte sich von Schwester Briganti und ihrem höflichen Disput ab und seinem Freund zu.

Bis auf die Prärieszenen mit tausenden Reitern hoch zu Pferde hatte ihn der Film furchtbar gelangweilt, zumal er in Gedanken ganz mit Willow und seiner Ah-Ma beschäftigt war. Er versuchte angestrengt, sich an ihr Gesicht zu erinnern, als sie schlafend in der Badewanne lag, und daran, wie sie aussah, als sie auf der Kinoleinwand gesungen hatte, voller Angst, dass er das eine oder das andere vergessen könnte. Seine Mutter war wie ein Geist, wie Sunnys Zigarettenrauch, der nur aus Atemwölkchen bestand. William sah sie deutlich vor sich, aber zugleich war sie für ihn nicht greifbar.

»War ganz in Ordnung, schätze ich«, murmelte er, ehe ihm einfiel, dass Sunny mal erwähnt hatte, dass er Cherokeeblut in den Adern hatte, wie einige der Figuren in dem Film. Aber wie konnte er einen Film gut finden, in dem Irene Dunne die Indianer als »schmutzige, dreckige Wilde« bezeichnete? Dann aber entsann William sich dunkel, wie Yancey, der Held des Films, den Stamm in Schutz genommen hatte, dem sein Land geraubt worden war.

»Freut mich, dass du etwas gefunden hast, das dir gefallen hat«, sagte William zu ihm und nickte abwesend, als ein gelbes Blatt Papier an seinem Schuh hängen blieb. Es war ein Handzettel für die Movietone-Revue, mit Bildern von Stepin, Willow und einem Komiker namens Asa Berger, auf dem die Daten ihrer Tournee im Nordwesten abgedruckt waren, darunter auch Vorstellungen in Seattle in zwei Wochen. Da beide seiner Manteltaschen Löcher hatten, faltete William den Zettel sorgfältig zusammen und steckte ihn in einen Riss im Futter des Mantels. Er rief sich die fröhliche Stimme seiner Mutter ins Gedächtnis, das Geräusch ihrer Absätze auf dem Holzboden, das süß duftende Parfüm, das seine Ah-Ma immer benutzt hatte. Ganz gegenwärtig und lebendig waren seine Erinnerungen auf einmal, wie ein schöner Traum, aus dem er auf gar keinen Fall aufwachen wollte.

Das Bimmeln einer Straßenbahnglocke weiter unten am Hü-

gel holte ihn in die Gegenwart zurück. William blinzelte und beobachtete, wie Schwester Briganti mit einer Zeitung in der Hand über die Straße kam. Fluchend und kopfschüttelnd schlug sie Sunny den Zigarettenstummel mit einer raschen Handbewegung aus dem Mund und betrachtete angewidert die Zeitung, als würde sie Zeugin irgendeiner Todsünde. Dann riss sie das Blatt in kleine Stücke, die sie in einen überquellenden Abfallbehälter stopfte. »Herr im Himmel!«, schimpfte sie. »Erst die Gewerkschaften, jetzt die Kommunisten – ich hätte nie gedacht, dass es einmal so schlimm um uns stehen wü–«

William drehte sich um und folgte Schwester Brigantis Blick, die an ihm vorbei zu einem Plakatierer in einem abgerissenen Overall hinüberspähte. Der Arbeiter hatte ein riesiges vierteiliges Plakat mit Bildern von Willow und Stepin entrollt und war nun dabei, die vier Teile an die Seite eines mit Brettern vernagelten Backsteinhauses zu leimen. Zu zweit starteten sie den Mann und das gigantische Werbeplakat an, auf dem ein Schwarzer und eine Chinesin zu sehen waren. Gleich darauf drehte William sich um, und ihre Blicke trafen sich kurz. Rasch wandte sie sich ab, als ob sie sich irgendwie ertappt fühlte, klatschte sie geschäftig in die Hände und schnipste mit den Fingern, um sodann ihre Schützlinge aufzufordern, sich ordentlich hintereinander aufzustellen und gesittet in die Straßenbahn zu steigen.

Auf der Fahrt nach Hause blickte William aus dem Fenster und ließ Seattle an sich vorüberziehen, Haus für Haus, Block für Block. Die leer stehenden Gebäude übersah er ebenso wie die Leute, die mangels fester Bleibe im Park campierten. Stattdessen gab er sich ganz der Sehnsucht nach seiner Mutter hin, nach Willow, während er die Kinos und Theater zählte, an denen sie vorbeikamen – sechzehn insgesamt, ehe sie die Innenstadt hinter sich ließen. Wie einladend die Eingänge der Lichtspielhäuser wirkten, wie majestätisch in ihrer Farbenpracht! Wie Pforten zu einer Zauberwelt, in der das Flackern eines Filmprojektors den Geist seiner Mutter wieder zum Leben erweckt hatte. Er war so hingerissen, so tief in seine Neonträume versunken, dass er all die Barackensied-

lungen kaum zur Kenntnis nahm, die Plakate, auf denen zu Streiks und Protestversammlungen aufgerufen wurde, und auch nicht die Missionsküchen dazwischen, die Brot an wandelnde Skelette mit struppigen Bärten verteilten.

»Willkommen daheim, Jungs«, sagte der Straßenbahnfahrer, als er abbremste, um sie kurz vor der Endstation der North Seattle Interurban Line aussteigen zu lassen. Er läutete eine Messingglocke, was nahezu allen an Bord ein gequältes Stöhnen entlockte, das kurzzeitig sogar das Surren des Elektromotors und das Knistern der blauen Funken übertönte, die oben aus dem Stromabnehmer schlugen.

Nachdem William die verschmutzten Stufen hinab aus der Straßenbahn gestiegen war, stapfte er mit Sunny und den anderen niedergeschlagen am Kloster und der heiligen Grotte vorbei und weiter den ansteigenden Weg hinauf, auf die viergeschossige Backsteinvilla zu, in der das Waisenhaus untergebracht war. Er trottete dahin wie die anderen, in dem Bewusstsein, dass der beste Teil seines Geburtstags nunmehr offiziell vorüber war. Etwas anderes, etwas Neues aber fing eben erst an.

»Da wären wir wieder, in unserer Villa auf dem Hügel«, ulkte Sunny.

William lachte nicht, noch immer ganz in Gedanken. Er wusste nur zu gut, dass dieses prächtige Haus in Wirklichkeit ein gütiges, liebevolles, blumengeschmücktes Gefängnis war, auch wenn es im Sacred Heart weder Wachtürme noch Stacheldraht noch kläffende Hunde gab. Einige der Jugendlichen wohnten sogar separat in einer Reihe kleiner Häuser im malerischen Craftsman-Stil, mit Verandaschaukeln und Saftröhren für Kolibris. Hier, vom höhergelegenen Scottish Heights aus, konnte er die Kohlefeuer im Süden riechen, er konnte die Schiffshörner und Zugpfeifen hören, konnte die Stadt sehen, wenn sie morgens aus dem Nebel auftauchte und abends in der Dämmerung versank. Der Panoramablick auf den Puget Sound und den Lake Washington aber war das Einzige, was ihn tagein, tagaus mit Seattle verband. *Und wenn es nach Schwes-*

ter Briganti geht, dachte er, dürfen wir diese grüne, bewaldete Gegend erst wieder in einem Jahr verlassen.

Als William an dem weißen Lattenzaun vorbeiging, der das Einzige war, was ihn von der Außenwelt und damit von Willow trennte, fiel ihm unwillkürlich auf, wie kinderleicht dieser Zaun zu überklettern wäre, selbst für ganz schwächliche Jungen. Aber die Tore waren niemals abgeschlossen. Weil es die Worte der Eltern waren, die dafür sorgten, dass bei den meisten Kindern hier erst gar keine Fluchtgedanken aufkamen – die Seidenfesseln des Versprechens einer Mutter: »Wenn du brav bist, komme ich an Weihnachten wieder her.« Diese magischen Worte, die ein glückliches Ende in Aussicht stellten, entwickelten sich schon im Januar zu Mühlsteinen, wenn die Fenster mit Eis überkrustet waren und die neuen Jungen aufhörten, die Tage zu zählen, und wieder anfangen, sich nachts in den Schlaf zu weinen. Nach fünf Jahren im Sacred Heart hatte William gelernt, nicht länger auf Weihnachtswunder zu hoffen – auf nichts Größeres zumindest als ein Paar gebrauchter Schuhe, einen gebundenen Katechismus und einen Strumpf, der mit Erdnüssen und einer reifen Mandarine gefüllt war.

Als er sich der Villa näherte, kamen die Mädchen vom Sacred Heart aus ihren Häuschen und Baracken geströmt, um sie zu begrüßen. Den Nachmittag über hatten sie die Gemeinschaftsbereiche mit Krepppapier und handgemalten Schildern geschmückt, und auf den Fensterbänken konnte er frisch gebackene Biskuitkuchen sehen (und riechen), die dort zum Auskühlen standen. Am 15. Juli würden die Jungen ihnen dieselbe Freude machen, denn an jenem Tag feierten die Mädchen ihren kollektiven Geburtstag, zu Ehren von Mutter Francesca Cabrini, der Gründerin des Waisenhauses. Die rührige, unermüdliche Nonne hatte einst davon geträumt, als Missionarin in Asien zu wirken. Aber dazu war es nie gekommen, sie verstarb irgendwo im Mittleren Westen, vor knapp zwanzig Jahren, lange vor Williams Geburt.

In einem Rollstuhl folgte ihnen der einzige Junge, der heute im Waisenhaus zurückgelassen worden war. Er hieß Mark *Soundso*,

aber alle nannten ihn nur Marco Polio, obwohl seine spindeldürren, verkrümmten Beine die Folge einer Rachitis waren.

Marco und die Mädchen bestürmten sie mit Fragen, wie es im Kino gewesen war – viele von ihnen hatten noch nie im Leben eines von innen gesehen. Sie wollten alles über die Welt *da draußen* wissen.

»Wart ihr im Kuriositätenladen am Colman Dock und habt euch den Kieferknochen eines Wals angesehen?«, wollte ein Mädchen mit langen Zöpfen wissen.

»Habt ihr euch die Schaufenster bei Frederick & Nelson angeschaut?«, fragte eine andere. »Habt ihr einen Frango-Milchshake probiert?«, meldete sich Marco zu Wort, worauf die Mädchen aufgeregt *Oh* und *Ah* riefen. Im Vorjahr hatte ihnen nämlich ein freundlicher Dozent, der immer Schokolade und Blumen dabei hatte, Frango-Shakes spendiert.

»Und der Totempfahl am Pioneer Square, wart ihr dort auch?«, fragte ein Mädchen von ganz hinten, das sich dabei mit einem Winken bemerkbar machte. Worauf Sunny ein finsternes Gesicht zog und wieder einmal die Geschichte des geraubten Kultobjekts erzählte, obwohl ihm niemand zuhörte.

Alle bombardierten sie weiter mit Fragen, bis auf Charlotte, wie William auffiel, die mit der Hand am Geländer still auf der Veranda ihres Häuschens stand. In der anderen Hand hielt sie einen weißen Blindenstock, eine Schenkung vom Seattle Lions Club. Sie wandte ihr Gesicht der untergehenden Sonne zu und legte den Kopf etwas schräg, um besser hören zu können, was die Jungen und Mädchen unten in dem feuchten, grasbewachsenen Innenhof redeten.

»Ich wollte, ich wäre dabei gewesen«, sagte sie, das Gesicht noch immer der Sonne zugewandt, als William auf sie zuing. Ihre sommersprossigen Wangen waren vom frischen Wind ganz gerötet. »Ich würde alles darum geben, mal hier rauszukommen. Die Stadt selbst zu spüren, am eigenen Leib.«

William startete das verblasste Blau ihrer milchigen Augen an, während ihr Haar im Wind mal nach hinten, mal nach vorne flat-

terte. »Im Kino gab es ein mechanisches Klavier, das wie von Zauberhand spielte, und eine riesige Wurlitzer-Orgel – die Musik war spitze«, sagte er. »Hätte dir sicher gefallen.«

Sie lächelte und nickte zustimmend. Wie Charlotte ihn jedes Mal erkannte, war ihm ein bisschen rätselhaft. Er trug so ziemlich die gleichen Schuhe und wusch sich mit derselben Seife wie die anderen Jungen auch, aber womöglich besaß er ja einen Gang, der unverwechselbar war. Einmal hatte er es sogar mit Anschleichen versucht, in der Grotte, doch sie rief bereits seinen Namen, als er noch ein ganzes Stück von ihr entfernt war. Vielleicht lag es auch daran, dass die anderen Jungen so zaghaft waren – die meisten gruselten sich nämlich vor ihren blicklosen Augen. Oder aber daran, dass die anderen Jungen überhaupt kaum je mit ihr sprachen.

»Ich habe dir was mitgebracht.«

Sie wandte sich seiner Stimme zu und streckte die Hand aus. Schloss dann die Finger um das Tütchen mit frischen Kaubonbons, das er hineingelegt hatte. Befühlte es und hielt es sich unter die Nase. »Pfefferminz«, sagte sie.

William nickte lächelnd. »Ja. Deine Lieblingsorte.« Letzte Woche hatte er beim Münzenwerfen mit den anderen Jungen genug Pennys gewonnen, um ihr eine kleine Kostprobe der Welt da draußen kaufen zu können.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.« Sie zuckte die Achseln. »Du weißt schon, was ich meine ...«

»Ich weiß gar nicht mehr, wann mein richtiger Geburtstag ist«, gestand William, während ihm flüchtig die Erinnerung an eine Feier mit seiner Mutter durch den Kopf schoss, vor langer Zeit. »Schwester Briganti will es mir nicht verraten – sie sagt, wenn ich erst adoptiert werde, werde ich jenen Tag als meinen neuen Geburtstag feiern wollen.«

»Du hörst dich nicht so an, als würdest du ihr glauben«, sagte Charlotte. »Sie ist ein Werkzeug Gottes, da darf sie gar nicht lügen.« Charlotte wickelte ein Bonbon aus und bot es ihm an.

Er dankte ihr und steckte es sich in den Mund. Während er

auf dem süßen, weichen Pfefferminzbonbon herumkaute, meldete sich sein schlechtes Gewissen, weil er vor Aufregung in der Straßenbahn bereits drei Stück genascht hatte. In den letzten Jahren hatte er sich damit abgefunden, dass er wohl niemals adoptiert würde. *Eine weiße Familie würde mich nie haben wollen, hätte William beinahe gesagt. Und es ist zweifelhaft, ob eine chinesische Familie ein Kind adoptieren würde, das so viel Pech verheißt. Für mich kommt niemand.*

»Wie war dein Geburtstagsbesuch bei Mutter Angelini?«, fragte Charlotte mit einem Blinzeln.

William hob den Blick und stellte fest, dass der blaue Himmel inzwischen hinter einer Masse schwerer, grauer Regenwolken verschwunden war. »Keine Post«, seufzte er, wobei Charlotte aber wusste, dass er damit auch gar nicht ernsthaft rechnete. »Aber eine Geschichte über meine Mutter habe ich gehört.«

Kurz schwiegen sie beide, als von der Dampfkesselanlage gleich nebenan ein Pfeifen herüberdrang. Auch danach sagte Charlotte nichts. Aus Rücksichtnahme, wie er begriff, um ihm Gelegenheit zu geben, das Thema zu wechseln und über etwas Angenehmeres zu reden.

»Mutter Angelini meint es nur gut«, sagte William.

Charlotte runzelte müde die Stirn. »Sie hat mir dieses Jahr erzählt, wie ich mein Augenlicht verloren habe.« Sie schüttelte bedächtig den Kopf und strich sich das Haar hinter die Ohren. »Ich dachte immer, ich wäre so geboren worden, aber Mutter Angelini hat mir erzählt, dass die Krankenschwestern mir gleich nach der Geburt versehentlich einundfünfzigprozentige Silbernitratlösung in die Augen getropft haben, statt der normalen einprozentigen Lösung. Damit wollten sie wohl irgendeiner Krankheit vorbeugen, doch stattdessen haben sie mir die Augen verätzt. Aber das erklärt zumindest, warum ich von Farben träume, von Licht und von Tränen. Es ist eigenartig zu wissen, dass ich die Welt einmal gesehen habe, wenn auch nur einige Minuten lang, danach ein paar Jahre lang noch undeutliche Schatten, bis dann alles dunkel wurde. Und es erklärt außerdem, warum ich nicht weinen kann,

egal, wie traurig ich bin. Weil meine Tränendrüsen von der Lösung so verbrannt wurden, dass sie versiegelt sind.«

Charlotte lebte auch schon länger als fünf Jahre hier, genau wie er, und William wusste, dass sie beide in etwa dieselben Erwartungen hatten – nämlich gar keine. Es war, als würde ihnen die Wahrheit Daumenschrauben anlegen, und ihnen beiden war die Einförmigkeit der Schwermut lieber als die aufreibende Berg- und Talfahrt aus immer neuer Hoffnung und unausweichlicher Enttäuschung.

»Mutter Angelini hat mir verraten, dass meine Mutter in ein Sanatorium gebracht wurde – eine Irrenanstalt. Gesagt hat sie es zwar nicht direkt, aber ich vermute mal, dass sie dort wohl gestorben ist.«

Charlotte hörte kurz auf zu kauen. Dafür, dass sie nicht sehen konnte, verfügte sie über eine außerordentlich feine Wahrnehmung.

»Aber ... du glaubst ihr nicht, stimmt's?«

Wie könnte ich? William kratzte sich am Kopf und legte die Stirn in Falten. »Ich ... ich habe sie heute gesehen – na ja, nicht leibhaftig, aber ich habe eine Frau im Kino gesehen – auf der Leinwand, die genauso aussah wie sie«, sagte er. »Ich weiß, wie sich das anhört – total verrückt. Ich hätte am liebsten Sunny davon erzählt, irgendwem – sogar Schwester Briganti. Aber niemand würde mir je glauben.«

»Ich glaube dir, William.«

»Wie kannst du das sagen?«

»Sehen ist nicht gleich glauben. *Fühlen* ist gleich glauben.«

Sie streckte die Hand aus und betastete seinen Mantel, bis sie die Stelle über seinem Herzen gefunden hatte, wo der Handzettel sicher verborgen war. »Ich fühle dich.«